

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1930

166 (19.7.1930) Wissenschaft und Bildung Nr. 29

Graf Hermann Keyserling

Zum 50. Geburtstag am 20. Juli 1930

Von Hans Joachim Flechtner, D.D.S.

Der erste Eindruck ist der einer unerhörten Reichhaltigkeit innerer und äußerer Entwicklungen. Von den stillen Anfängen der Kindheit auf dem einsamen Waldgut Rönno über die Studienzeiten in den verschiedensten Ländern Europas, über die Weltreise bis zur endlichen Sesshaftigkeit in Darmstadt, als Begründer und Leiter der Schule der Weisheit — ein weiter und kurvenreicher Weg — und doch durchaus geradlinig und zielgerichtet in tieferem Sinne. Nicht oft findet man, daß das äußere Leben eines Denkers so klar die innere Entwicklung widerspiegelt, daß Abstammung und Wesenheit sich so klar und eindeutig im Werk ausdrücken.

Europa und Asien, die beiden Grundpole, um die sein ganzes Denken kreist, an denen er seine Lehre verankert hat, sie bilden schon eine Einheit in seinem Blute. Der Großvater ist jener Alexander von Keyserling, der zu Bismarcks besten Freunden gehörte. Das väterliche Geschlecht ist eines der weitverzweigten ostpreussisch-baltischen Adelsgeschlechter. Von seiner Urgroßmutter väterlicherseits her aber ist russisch-mongolisches Blut in seinen Adern. Grenzlinie zwischen zwei Erdteilen — diesen Charakter des russischen Wesens verkörpert Keyserling auf das Stärkste, und er hat es verstanden, ihn gedanklich umzuschmelzen zu seiner großen Lehre von der Synthese, die über Orient und Okzident hinweg eine neue, übergeordnete Einheit schaffen soll. Wie fest wurzelt er in den Anschauungen des alten Adelsgeschlechtes, wenn er den „Königlichen Weisen“, den „philosophischen Staatsmann“ als den wahren Weltüberwinder, als den zu erstrebenden wahrhaft Großen verkündet.

Keyserling begann seine Studien mit Geologie, promovierte auch in Wien als Doktor der Philosophie mit einer geologischen Arbeit. Mit dreißig Jahren begann er in Paris sein erstes philosophisches Werk: „Das Gefüge der Welt“ (erschienen wie fast alle anderen im Otto-Reischl-Verlag, Darmstadt). „Unsterblichkeit“ folgte bald darauf, ebenfalls die „Prolegomena zur Naturphilosophie“. Dann kamen zahlreiche Reisen durch Europa, die aber immer wieder durch die ständigen Sommeraufenthalte in seiner baltischen Heimat unterbrochen wurden.

Sein Leben ist reich an inneren Krisen. Schon der Dorpater Student, der in einseitiger Überschätzung körperlicher Kräfte und Vorzüge sich allmählich in ein wildes „Studententum“ hineinsteigerte, wurde bei einem Ehrenhandel so schwer verletzt, daß es mit dieser Art des Lebenserfüllens endgültig aus war. Der Zwang brachte die erste Wandlung zur Innerlichkeit. Geistige Interessen traten in den Vordergrund, mit Eifer warf er sich auf die Naturwissenschaften. Die zweite Krise führte den Naturwissenschaftler zur Geisteswissenschaft, zur Philosophie. Aber auch hier fand er nicht die Befriedigung seiner innersten Wünsche, und aus dem Zustand der Ungelöstheit heraus wuchs immer stärker der Trieb, endlich sich selbst zu finden, endlich den Schwerpunkt seines

Wesens zu erkennen. So entstand der Entschluß zur großen Weltreise („der nächste Weg zu sich selbst ist um die Erde herum“), die er 1911 antrat.

Diese Weltreise ist das wahrhaft entscheidende Ereignis für seine innere Entwicklung. Alle Wurzeln seiner Lehre, die Schwerpunkte der Schule der Weisheit wie seine theoretischen Ansichten über Wissenschaft und Leben lassen sich hierauf zurückführen. Und dieses große Erlebnis war das Verstehen der Kulturen des Ostens, das Sicheinleben können in die fremdesten Geisteswelten. Diese Fähigkeit, die nicht nur die Reise hervorgerufen, sondern sich auf ihr bewährte, wurde zum Angelpunkt seiner Erneuerung. Hieraus erwuchsen die Lehren vom Verstehen des Sinns als dem wesentlichsten, von der Geisteskultur im Gegensatz zur Könnenskultur, und nicht zuletzt die weite Toleranz allen Fragen der Religion oder philosophischen Richtung gegenüber, die sein Werk bezeichnen. Verstand, Glaube und philosophische Einstellung sind unwesentlich, sie alle sind gleichwertig — es gilt nur den tieferen Sinn zu finden, und alle Dissonanzen lösen sich. Weisheit des Ostens verbindet sich hier mit den Erkenntnissen modernster Wissenschaft zur tiefen Einsicht, daß es nur auf die Einstellung ankomme, daß es gilt, sich frei zu machen von den Einseitigkeiten europäischer Geistesformung, um den Sinn alles Seins zutiefst zu erfassen. Aus diesen Einsichten erwuchs die Schule der Weisheit.

Das „Reiseagebuch eines Philosophen“, das Ergebnis dieser Weltreise, war der erste Schritt auf dem neuen Wege. Es ist sicherlich eins der interessantesten Werke der letzten Jahrzehnte, und jeder, der sich an die Weisung des Verfassers hält, es wie einen Roman zu lesen, wird reiche Erlebniskräfte daraus schöpfen. Nicht denkend zergliedern soll man dieses Werk, sondern man muß es erleben — muß zur Einheit zusammenleben, was in so breiter Entladung verstreut auf den Leser eindringt.

Die Jahre des Krieges verbrachte Keyserling in tiefer Abgeschlossenheit in Rayköll. 1919 heiratete er die Gräfin Goebela v. Bismarck, die Enkelin des Kanzlers — und 1920 begründete er mit Unterstützung des ehem. Großherzogs von Hessen in Darmstadt die „Schule der Weisheit“, die nunmehr zum Mittelpunkt seines Wirkens wurde. Es ist viel über diese Schule gepöbelt worden, aber wer ihre Tendenz kennt, der muß mit Bewunderung vor der Zielsicherheit ihres Wollens und vor der Größe ihrer Ziele stehen, auch wenn er die grundlegenden Anschauungen nicht zu teilen vermag. Sie ist eine Führerschule im besten Sinne des Wortes. Sie verachtet nicht, Bildung zu vermitteln, nicht Wissensstoff an die Schüler weiterzuleiten, sondern sie will wenige bilden zu Führern der Zukunft, zu Keimzellen einer zukünftigen Entwicklung. Philosophen, Wirtschaftler, Offiziere und Priester aller Konfessionen — wenn sie sich der Schulung unterwerfen, werden sie nur dazu angeleitet, ihr spezielles Gebiet zu vertiefen. Verstehen des Sinns, auf welchem Gebiet es auch sei. Keine Anschauung wird angegriffen, jeder wird in seiner eigensten Wesenheit genommen, individuell behandelt. Also klar gesprochen: eine Schule für wenige. Jeder Schematismus ist verpönt, Diskussionen, die nur zerlegend wirken, sind verboten — jeder einzelne

soll geführt werden, bis er selbst durchdrungen ist vom dem hier gelehrt Geiste und nun seinerseits künden kann von dem Geiste des Ganzen. Keine „Schule“ im philosophischen Sinne wird erstrebt, sondern eine Gesinnungsgemeinschaft.

Soweit die Ziele und Pläne. Bis zu welchem Grade die Praxis zu Kompromissen zwingt, soll hier nicht untersucht werden. Bestehen bleibt, daß ein Geist hier die Kraft hatte und die Möglichkeit fand, auf breiter Basis wirksam für seine Ideen zu zeugen — und es bleibt nur zu hoffen, daß die „Schule der Weisheit“ nicht zu einem Dage-reuth der Philosophie werde. Das Wollen ist jedenfalls groß, und die Einstellung zum Ganzen ist ehrlich auf echten Fortschritt bedacht, und so bleibt die Schule der Weisheit eine Keimzelle, die mit beitragen wird, den menschlichen Geist wieder aus der unerträglichen Platttheit der Gegenwart herauszuführen, auch wenn sich ihre Lehren als Irrtum erweisen sollten. Nicht immer ist das Richtige fortbildend — der Irrtum erzeugt oft stärkere Triebkräfte zum Vorwärts. Wer nicht Freund sein kann, der sei offener Gegner — nur Lachheit und Gleichgültigkeit zerlegen alles und bedingen den Rückgang aller Kultur.

Methode und Wert der Siedlungsgeschichte

Von Prof. Dr. Adolf Helbok, Universität Innsbruck

Die Gradmannsche These, daß die frühesten Siedler nicht das fruchtbarste, sondern das waldfreie Land besetzten, hat die Siedlungsgeschichte entscheidend gefördert, ja überhaupt auf eine gesicherte Grundlage gestellt. Nun ging Schlieter an die Herstellung einer Waldkarte der Völkerwanderungszeit, um den verfügbaren Lebensraum zu ermitteln, und die Vorgeschichte konnte ihre Siedlungskarten damit in Vergleich bringen. Wenn die Ortsnamenforschung bisher in Einzelfällen feststellte, daß schon in vordeutscher Zeit gerodet wurde, so liegen sich zahlreiche solcher Fälle nun zudem noch in ihrer räumlichen Ausbreitung feststellen, und unabsehbar sind die Möglichkeiten der Verührung der Pflanzengeographie und Siedlungsarchäologie im Rahmen der kartographischen Arbeitsweise. Man denke nur etwa neben dem Angeführten noch an die Möglichkeit historischer Waldartenkarten, die auf Grund der Pollenanalyse und anderer Methoden hergestellt werden. Zur Erarbeitung der vordeutschen Lebensräume bleibt aber die Fundkarte das souveräne Mittel. Nicht nur, weil sie nach der Punkt-methode hergestellt werden kann und damit häufig Siedlungsland zeigt, wo die aus pflanzengeographischen und sprachwissenschaftlichen Belegen erarbeitete Waldkarte, die an die Flächenkartierung gebunden ist, Wald aufweist, sondern weil sie die Veränderungen des Siedlungsbildes in den einzelnen Kulturperioden aufzeigt.

Mit nun vorliegende Fundarten des ganzen süddeutschen Sprachgebietes mit Einschluß der Sudetenländer erlauben eine ins einzelne gehende Feststellung des den Germanen zur Niederlassung zur Verfügung stehenden Raumes und ferner eine Überprüfung der Niederlas-

Clara Viebig

Zum siebzigsten Geburtstag

Von Gabriele Reuter, D.D.S.

Am 17. Juli 1860 wurde Clara Viebig zu Trier als Tochter eines Regierungsrats geboren. Neben der alten Rheinstadt, ja ihrer Natur nach fester noch verwurzelt war sie den Bergen der Eifel — jener öden, unfruchtbaren, wenig gefamten Hochfläche mit ihren Basalt-felsen, ihren unheimlichen schwarzen Kraterseen, ihrer schweren, von urwüchsigen Leidenschaften finster über-schatteten Bevölkerung, die, räumlich nahe, einen so grundverschiedenen Charakter, ja einen starken Gegen-satz zu dem heiteren, lebenslustigen Wesen des eigent-lichen Rheinländers zeigt. Durch Familienbeziehungen wurde Clara Viebig auch im äußersten Osten unseres Vaterlandes, in den umstrittenen Provinzen, die an Polen grenzten, mit dem Kampf der Deutschen um die Herrschaft über das fremde Volkstum tief vertraut. Und endlich schenkt die Mitte des Reiches, das verlästerte Berlin, der schönen Blondin Rheinlandsdöchter schnell sich steigenden Ruhm, schenkte ihr Gatten und Sohn, Hans und Garten, zugleich einen großen Kreis Freunde ihrer Werke und ihrer frischen, gesunden Persönlichkeit. Zum siebzigsten Geburtstag wird Berlin Clara Viebig feiern als eine seiner ersten Schriftstellerinnen — als eine Frau, auf die es stolz sein darf. Sie liebt es nicht, mit ihrer Person in die Öffentlichkeit hinauszutreten. Selten, sehr selten sah man sie bei Premieren, bei großen Festen, literarischen Vereinigungen oder Frauenversammlungen. Sie war weise und stark genug, sich allen diesen Zer-streuungen zu entziehen. Sie war niemals zu haben für irgendeine Art von Bereinstätigkeit. Journalistische Arbeit lag ihr nicht. Sie lebte und lebt mit strenger Aus-

schließlichkeit ihrer Familie und ihrer dichterischen Pro- duktion. So konnte es geschehen, daß jedes Jahr ein neues Werk von ihr erschien, aus einer schier uner-schöpflichen Erfindungsquelle und Erzählerkunst. Sie geht geradeaus den ihrem Talent vorgezeichneten Weg, ohne jemals nervös zu suchen und abzuirren. Da ihr Mann, Fritz Cohn, Leiter des bedeutenden Verlages Egon Flei-schel & Co. war, der später mit der Deutschen Verlags-anstalt, Stuttgart, verschmolz, blieben Clara Viebig von vornherein auch alle jene Kämpfe um die richtige Unter-bringung ihrer Werke, um Propaganda und den leben-digen Kontakt mit der Leserschaft erspart, in denen oft gerade die Besten ihre Nervenkraft verzetteln.

Schaut die Siebzigjährige, in voller Frische Schaffende auf ihre Arbeit zurück, darf sie stolz und zufrieden sein. Ihre vielen Romane und Novellen weisen Auflageziffern zwischen 30—60 000 Exemplaren auf — wer von guten, ernstesten Schriftstellern kann sich solcher Zahlen rühmen?

Clara Viebig's erster Novellenband: „Kinder der Eifel“, 1897 erschienen, machte Aufsehen. Die Eifel war lite-rarisch unerschlossenes Gebiet. Hier wurden ihre herben Bewohner nicht zu Salonbauern umgemodelt.

Ein Drang nach unerbittlicher Wahrheit ging damals durch die Dichteriwelt. Der Jolaismus lag in der Luft, blies alle Schönfärberei mit seinem zornigen Atem zu Staub. Auch Clara Viebig konnte sich seinem Einfluß nicht entziehen, zumal ihr zwei Eigenschaften mit dem großen französischen Schriftsteller gemein waren. Die Begabung für die Gruppierung von großen Menschen-mengen, die Liebe und das Verständnis zum Volke, zu den Enterbten wie zu den fleißigen Arbeitern und ihren leidvollen Müttern. Aus ihm entnahm sie ihre schön-sten, ergreifendsten Gestalten, belebte sie mit ihrem

eigenen warmen deutschen Frauenblute. Den geheimnis-vollen Zusammenhängen der Menschenschicksale und ihrer Charaktere mit der Landschaft, mit ihrer Umwelt ist Clara Viebig frühe nachgegangen. Schon ihr erster Roman: „Rheinlandsdöchter“, zeigt sie auf dieser Spur. Mehrfach der zweite: „Das Weibervort“, vielleicht das ursprünglichste, originellste Werk der Viebig. Spätere Bücher sind reicher an Figuren, meisterhafter in der Komposition, tiefer in der Ethik, aber unter den natura-listischen Romanen jener Epoche ragt das „Weibervort“ weit empor in seiner kraftvoll-gesunden Sinnlichkeit.

Die Viebig scheut sich nirgends vor dem Verben, sie gibt den geschlechtlichen Leidenschaften ihr volles Recht, wie es die Menschen der Scholle, eng verbunden der Erde, in allen ihren Kräften unbefangen für sich in Anspruch nehmen. Doch sie scheut sich vor allem Ver-faulten, Kranken, Verworfenen. — Ihre Viebig'senen sind blutvoll, sind leidenschaftlich, doch niemals schwül. Erst in den letzten Jahren, als alles Menschliche ausgebreitet vor ihren Blicken lag, gleich einer weiten Landschaft mit mannigfachen Gewächsen, schildert sie in tiefem Ernst die furchtbaren Folgen sittlicher Fäulnis an den un-schuldig darin verstrickten Kindern des Volkes. So in der erschütternden Erzählung: „Passion“. Oder in dem Kinderelend, das die Volksschullehrerin in dem Roman: „Die mit den tausend Kindern“ zu dem tapferen Ent-schluß treibt, auf eigenes Glück zu verzichten, um diesen armen, verdorbenen Kleinen ihr ganzes Herz zu schen-ken.

Die Viebig greift am liebsten zu Stoffen, die das Va-terland am tiefsten bewegen. Bald spielen ihre Bücher im Mosellande, dann wieder greift sie zu Stoffen aus der Großstadt. Alle sind bekannt genug, als daß sie einzeln genannt zu werden brauchen. Einer ihrer vor-

lungsgeschichte an Hand der Quellenberichte. Damit ist der Ausgangspunkt für die Erforschung des Landesausbaues gegeben.

Unter den verschiedenen Möglichkeiten, welche die kartographische Aufarbeitung des Quellenmaterials bietet, standen die Grundwörter der Ortsnamen bisher im Vordergrund des Interesses. In der Tat ist eine Karte der -ing(en) Orte z. B. im Zusammenhang mit römischer Fund- und Straßen- oder mit germanischen Reihengräberkarten in der Lage, tiefe Einblicke in den frühesten Siedlungszustand zu geben. Gleichwohl ist hier wie bei allen anderen Grundwörtern damit zu rechnen, daß spätere Analogiebildungen das ursprüngliche Bild verwischen, und aus diesem Grunde sind in jüngster Zeit Zweifel gegen die Verwendung der Grundwörter laut geworden. Inzwischen besteht die Möglichkeit, bei den -ing(en) wurde es ja auch gegendweise versucht, die jüngeren Analogiebildungen auszuscheiden. Eine mir vorliegende Karte der echten -ing(en) zeigt in der Tat ein ganz eindeutiges, in allen Teilen gleichartiges Siedlungsverhalten dieser Typen zu den Fundorten sowie zu Karten bestimmter natürlicher Verhältnisse (Wald, Waldarten, Klima, Aufbau usw.).

Ortsnamenkarten, hergestellt auf Grund von Ortsnamenkatalogen, in denen alles einschlägige Material, wie es die Urkunden, die Sprachforschung, die Heiligengeographie (Patronate) und andere Quellengebiete darbieten, aufgezeichnet ist, ermöglichen in der Tat eine systematische Erfassung der Erweiterungsphasen des Lebensraumes in ihrer räumlichen und zeitlichen Folge. So konnte, um nur das Ergebnis einer bereits abgeschlossenen Untersuchung festzustellen, an den echten Weilerorten ermittelt werden, daß sie als früheste deutsche Anbauorte im Randwald zu betrachten sind. Ihre Gründung vollzog sich zwischen dem 7. und 9. Jahrhundert, begann im Westen und schritt nach Osten fort, um in Bayern zum Abschluß zu kommen (vgl. Helbig, Die deutschen Weilerorte, Festschrift f. Oswald Redlich d. Mitteil. d. Inst. f. Geschichtsforsch. Bd. 11.)

Selbstverständlich gibt es noch andere Quellen als die Grundwörter der Ortsnamen, um nach der vorgeführten Methode das Wachstum des Lebensraumes zu ermitteln; über sie soll später einmal berichtet werden.

Eine klare räumliche Erfassung des deutschen Landesausbaues von seinen Anfängen bis an das Ende des großen Hauptvorganges im 14. Jahrhundert vermag die feste Grundlage für wirtschafts-, verfassungs-, verwaltungsgeschichtliche Studien und nicht zuletzt für die politische Geschichte zu sein. Hier darf vor allem auf den Lebensunterschied zwischen dem Kolonialland und dem Mutterland hingewiesen werden, der etwa in dem einst geläufigen Satz für das Rechtsleben zum Ausdruck kommt, daß das deutsche Recht um so besser werde, je mehr man nach Osten komme. Der Kolonist ist freier, ungehinderter gegenüber dem Überlieferten, mehr Mensch der Tat als der Befähigung. Aus solchen Unterschieden der Lebensstruktur stiegen aber Spannungen des kulturellen Daseins hervor, unermessliche Quellen der Anregung, aber auch Hemmungen, vor allem, wenn man an die Konsolidierung der Staatsmacht denkt. Die Frage steht noch voll unbeantwortet da: welche Kräfte z. B. den einzelnen deutschen Fürsten in den verschiedenen Phasen ihres Verhältnisses zum Königtum aus dem Landesausbau jeweils erwachsen.

Sieht man von diesem Gesichtspunkt aus auf die Unterschiede zwischen dem Werdegang des französischen Staatsgebietes und des deutschen und schließlich des französischen und deutschen Staates an sich, so drängen sich viele neue Probleme heran. Es ist für das Wesen des französischen Staates und seine Außenpolitik nicht belanglos, daß dieses Land durch jahrhundertlange Angliederung von bereits besiedelten und verwalteten Gebieten gewachsen

war, wie es für die innere und äußere Entwicklung Deutschlands nicht nebensächlich ist, daß dieses Land durch fortgesetzte Einbeziehung bisher unbessiedelter, erst zu kultivierender Gebiete zu seiner späteren Größe anwuchs. In dieser Tatsache liegt auch der Unterschied der deutschen und der französischen Methode, bereits beherrschtes Kulturland sich anzuzueignen. Schließlich kann man aus dem fundamentalen Unterschied des räumlichen Werdeganges beider Länder den Unterschied der Geschichte beider Staaten erfassen.

Siedlungsgeschichte kann sich selbst genügen. Ihre größere Aufgabe liegt aber in der bewußten Grundlegung einer neuen Betrachtungsweise deutscher Geschichte überhaupt.

Worin besteht die Schönheit des menschlichen Auges

Von Privatdozent Dr. M. Beerbaum.

Wir sind es nicht gewohnt, daß Mediziner oder Naturwissenschaftler sich in Fragen der Ästhetik zu Wort melden. Und selbst, wenn solche Fragen einmal mit naturwissenschaftlichem Rüstzeug behandelt werden, so sind es meist „Laien“, die dann oft solche treffliche Arbeit liefern wie z. B. L. Mann in seinem Zauberberg bei Betrachtungen über die Schönheit der menschlichen Haut. Einen interessanten Ausnahmefall in dieser Hinsicht stellt eine vor kurzem veröffentlichte geistvolle Studie des bekannten Innsbrucker Augenforschers Prof. Seeelder „über Schönheit und Ausdruck des Auges“ dar, die wir seiner repräsentativen Verpflichtung als Rektor der Universität verdanken. Es ist aber vielleicht nicht allein dieser Umstand, der den ernsten Wissenschaftler zu dem Schritt aus den üblichen Bahnen seiner wissenschaftlichen Betrachtungsweise herausleitete. Man wird darin eine mehr oder weniger bewußte Bezugnahme auf das in der heutigen Jugend sich geltend machende Schönheitsbedürfnis und auf ihre gleichzeitig rationalen, unromantischen Einstellungen zu dieser Problematik vermuten können. Dafür spricht auch die Tatsache, daß fast gleichzeitig von dem italienischen Wissenschaftler Dvina eine besondere Abhandlung über dieselbe Frage geschrieben worden ist.

Selbstverständlich hüten sich die Autoren, aus ihren Untersuchungen abzuleiten, welches Auge wir nun als schön empfinden müssen, und etwa bestimmte Regeln der Schönheit aufzustellen. Vielmehr werden nur die allgemeinen Bedingungen in ihren anatomischen Grundlagen aufgewiesen, auf die sich die besonderen Anforderungen der zeitlich und örtlich verschiedenen Schönheitsideale gründen. Interessant ist es aber, daß sich dabei auch die allgemeinen Gesichtspunkte der ästhetischen Bewertung auf dem Gebiete der bildenden Kunst bestätigen, wie z. B. Fülle und Harmonie, sowie Lebendigkeit und Tiefe des Ausdrucks. Nur zeigt sich hier deutlicher als auf dem Gebiete der Kunst, wie wenig sich ein Maßstab allein gültig verwenden läßt, indem z. B. ein blindes Auge, wenn es noch so vollkommen gebaut ist, durch seinen starren Ausdruck niemals als schön empfunden wird oder wie das ausdrucksreichste Auge eines Napoleon von seiner Zeitgenossen nicht als schön beschrieben wird.

Als wesentlichste anatomische Merkmale der Schönheit eines Auges müssen wir annehmen: Glanz, Farbe und Größe des Augapfels, ferner die Formen des Gesamtauges. Von diesen Eigenschaften kann aber keine ohne Beziehung zur anderen und vor allem zum Gesamtausdruck Wert besitzen. Der Glanz des Auges beruht auf der Glätte der Hornhautfläche und der notwendigen Befechtung mit Tränenflüssigkeit. Wer kennt nicht den bezaubernden Glanz eines tränenfeuchten Frauenauges? Die Farbe des Auges ist oft die für ein Individuum oder Rasse kennzeichnendste, gleichzeitig aber auch wechselreichste

Eigenschaft. Sie beruht auf der verschiedenen Pigmentierung der Regenbogenhaut; diese steht meist in Beziehung zur Hautfarbe. So sind blonde Menschen vorwiegend blauäugig, dunkelhaarige aber braun- oder schwarzäugig. Die Farbe des Auges kann aber nicht als objektives Schönheitsmerkmal gelten, so stark bestimmend sie auch für den erotischen Geschmack sein mag, dagegen wird Reiztum an Farbensättigung und Kontrasten (dunkle Pupillen in hellem Kreis) den Gesamtausdruck beleben und allgemein als schön empfunden. Dem Grauenauge mit seiner stumpferen Irisfarbe, der kleineren Pupille und oft trüben Hornhaut, fehlt gerade dieses Moment ganz im Gegensatz zu dem leuchtenden Auge des Jünglings. Auch die Weiße der Lederhaut vertieft die Wirkung des Farbenspiels und die Lebendigkeit des Ausdrucks. Im Alter ist der bläuliche Schimmer in diesem Weiß meist durch eine stumpfe gelbliche Tönung ersetzt. Die moderne Kosmetik ist sich dieser Steigerung der Farbenwirkung wohl bewußt, und versucht durch Dunkelgefärbung der Lidränder das Weiß des Augapfels zu erhöhen, freilich ohne daß es ihr so gut gelingt, wie bei dem natürlichen Effekt des Negerauges.

Über die Größe des Auges als Schönheitsmerkmal läßt sich streiten, jedenfalls kann Größe nur innerhalb gewisser Grenzen als schön gelten. Die alten Griechen schätzten bekanntlich große Augen so sehr, daß sie ihren Göttinnen (Athene und Hera) die schmückenden Beinamen „eulenäugig“ oder gar „fischäugig“ verliehen. Für uns ist damit vielleicht schon der Nebenbegriff des „glühäugig“ verbunden. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Feststellung von Seeelder, daß bei genauen Messungen von menschlichen Augen sich normalerweise kaum Größenunterschiede der Augäpfel ergeben. Wirklich große Augen findet man nur bei hochgradig Kurzsichtigen auf Grund ihres Krankheitsprozesses, während die uns erscheinenden Größenunterschiede auf der Weite der Lidpalpe und den besonderen Bedingungen der Einlagerung des Augapfels in die Augenhöhle beruhen.

Aber nicht nur indirekt durch Beeinflussung des Größeneindrucks, wie in diesem Beispiel, wirken die Lidränder auf die Schönheit des Auges, wir fordern auch eine unmittelbare Formenähnlichkeit von diesem Jüdehörer des Auges, der nicht nur die Funktion eines Deckels für das ruhende Auge besitzt. Wenn wir von den „mandelförmigen Augen“ sprechen, wie sie in den Schönheitsidealen der Antike, Renaissance und Gotik von der Kunst so oft dargestellt wurden, so müssen wir uns doch darüber klar sein, daß wir eigentlich eine mandelförmige Lidpalpe meinen und dabei besonders die schön geschwungene Linie des oberen Lidrandes bewundern. Und die Lidhaut selbst soll von der durchsichtigsten Bläue und Zartheit sein. Freilich wird gerade diese Eigenschaft bei dem gleichzeitigen großen Reichtum an Blutgefäßen oft die Ursache, daß man jede Übermüdung und Erschöpfung nach durchwachenden Nächten an den bekannten „Ringeln“ unter den Augen ablesen kann. Der Lidrand trägt die Wimpern nicht allein als Schutzwehr vor dem empfindlichen Organ, sondern gewiß hat die Natur auch diesem Element einen Anteil an den Schönheitsreizen beigemessen; sonst wären ja nicht vorwiegend bei Frauen die weichen und langen Wimpern wie ein Schleier vor geheimnisvolle Tiefen gehangen.

Wenn wir die weitere Umgebung des Auges noch mit in Betracht ziehen, so müssen wir besonders die bedeutenden Schönheitswert der Brauen anerkennen. Ihre Farbe, Stärke und Verlauf bestimmen diesen und gerade hier, als dem am leichtesten zugänglichen Teil, feiert die Kosmetik ihre Triumphe, indem sie selbst die natürlichen Brauen entfernt und durch eine in Form, Farbe und Verlauf willkürlich bestimmte ersetzt, indem sie also das, was Shakespeare als Ideal einer schönen Braue ausgesprochen hatte: „Ein Halbmond fein gemacht wie mit der Feder.“

Allen diesen besprochenen Eigenschaften des menschlichen Auges kommt an sich und im Zusammenwirken von Farbe und Formen ein gewisser Schönheitswert zu, aber was wäre diese Schönheit, wenn sie nicht im höchsten Grad durch das wechselnde Spiel der Bewegungen belebt und durch den die Seele wiederpiegelnden Ausdruck vertieft würde. In diesen Leistungen stellt das Auge gewiß einen Spitzenrekord auf. Man braucht nur die Bewegungsfähigkeit des von sechs starken Muskeln um die verschiedensten Achsen drehbaren Organs und das feine Zusammenwirken der beiden Augen unter sich und mit den anderen Teilen des Antlitzes, die ebenfalls dem Ausdruck dienen, zu erwägen. Ein Versagen dieser Leistungen (Schielen oder Erblindung) vernichtet die Ausdrucksfähigkeit. Man hat sich gefragt, welche Funktionen denn im einzelnen die Träger dieses Ausdrucks sind und hat teilweise geglaubt, diese Eigenschaften vor allem den Abbewegungen zuschreiben zu können. Dies ist aber ganz unmöglich; Bewegung, Stellung, Form, Farbe und alle schon erwähnten Eigenschaften bestimmen gemeinsam den individuell und zeitlich wechselnden Ausdruck, der ein ganz wesentliches Merkmal dessen ist, was wir als „schön“ beim Auge empfinden.

zueinstimmend Romane, „Das schlafende Meer“, wirkt grelle Schlaglichter auf eine Frage, die gerade heute wieder das schärfste Interesse herausfordert: die Frage des Verhältnisses zwischen Deutschen und Polen in den östlichen Grenzländern. Clara Viebig sieht und urteilt sehr objektiv, sehr gerecht, wie denn Objektivität eine ihrer hervorragenden Eigenschaften ist. Ihre Personen sind meist als Typen geschaut, die klar umrissen, wie im Schachspiel einander gegenübergestellt und zu kunstvollem Spiel hin- und hergeschoben werden. Hier in diesem Polenroman ist der Hauptvertreter des Deutschtums; der Baron Dolefschall, aber nicht nur Typ des Sakaltisten, er ist zugleich eine durchaus eigenartige Persönlichkeit — tragisch in der Zerissenheit seines Wesens, das stets das Gute will, von Idealen erfüllt ist und doch immer das Gegenteil erreicht, sich überall Feinde macht. — Der Leser begreift ihn als ein Symbol der deutschen Polenpolitik vor dem Kriege.

Es ist sehr selten in allen Literaturen, daß eine höchst weibliche Frau, mit einem so klaren Blick — einem Blick, den man männlich zu nennen pflegt — politische und völkische Probleme überschaut und prophetisch beurteilt. Und dies nicht in theoretischen Abhandlungen, sondern durch reine dichterische Gestaltungskraft.

Clara Viebig hat eine Stillkunst getrieben. Ihre Sprache bleibt klar und sachlich — sie erinnert darin etwas an die großen amerikanischen Schriftsteller. In ihren Landschaftsbildungen atmet eine schöne stille Wärme, in der die Gestalten stehen wie in sommerlichem Licht oder gegen finstere Gewitterbeleuchtung sich abhebend, in großen einfachen Linien gezeichnet. Darum sind sie auch keiner Mode untertan — das Menschliche in ihnen wird noch manchen wechselnden Zeitgeschmack überleben.

Literarische Neuerscheinungen

Karl Schneider: Was ist gutes Deutsch? (C. S. Bed, München). — Wer es noch nicht erfahren haben sollte, wie schwer unsere deutsche Sprache ist, und wie oft auch der Gebildete in Zweifel über die richtige Form seiner Sprache ist, der erfährt es durch dieses vorzügliche Buch, das fern von abstrakter Gelehrsamkeit in unterhaltender Weise an Beispielen die Schwierigkeiten enthüllt. Das Buch von Schneider ist in der Tat ein trefflicher Führer und Wegweiser durch alle begegnenden Schwierigkeiten und Zweifel in unserer Sprache; ein Buch, das auf dem Schreibtisch aller Schriftsteller und Journalisten liegen müßte, denen es ernst ist um einwandfreien Ausdruck und um die Erhaltung der Kraft und Schönheit ihrer Sprache; es wird sie in allen Zweifelsfällen richtig beraten.

Abraham a Santa Clara. Neue neue Predigten. Herausg. von Karl Bertisch. Halle, Max Niemeyer, 1934. — Die verdienstvolle Sammlung „Neudrucke deutscher Literaturwerke“ bringt in Nr. 278–281 neun neue Predigten des berühmten Wiener Augustiners. Weniger, daß sie neu sind, möchte ich als Verdienst anrechnen, sondern daß sie in Urchrift aufgefunden und kritisch genau wiedergegeben wurden. Was man bisher von Abraham kannte, waren die abgedruckten Buchausgaben: Sie waren selbstverständlich oft zurechtgemacht, ins Deutsche umgeschrieben. Hier hat Bertisch den ursprünglichen Volksprediger aufgefunden. Wir sehen in seine Gedankenwelt. Wir können sogar seine Aussprache nachprüfen. Denn der gute Vater schreibt seine Predigten noch nach eigener Rechtschreibung. Da kommt nicht bloß der Theologe und der Predigtforscher auf seine Kosten, auch der deutsche Sprachforscher findet einzigartiges Material für Mundartforschung. Man fühlt, wie Männer von der Art Abraham sprachbildend gewirkt haben. Man staunt immer wieder über die unwüchsigke Gestaltungskraft des Mannes. Mögen auch seine Gedankenstränge, seine Vergleiche uns heute eigen berühren, sie tragen doch Genialität an sich und bieten eine unterfessbare Quelle der Anregung sowohl für den Prediger, wie auch den Sprachforscher und auch den Dichter unserer Zeit. Und dann für den Freund echten Humors, der aus Tränen heraus lacht, und aus dem Lachen den tiefen Ernst seiner Menschlichkeit erkennen läßt. Das ist am Ende doch das höchste Erlebnis des Lesers: Ein edler Mensch ward ihm bekannt. Dr. Richard Löffler.

„Das letzte Gesicht“. 68 Bilder, eingeleitet von Egon Friedell, erläutert von Stefanie Strizek. Schaubücher 23. Herausgeber, Dr. Emil Schaeffer. (Drell Büchli Verlag, Zürich und Leipzig). — Betrachten wir die 68 Totenmasken dieses Bandes, deren Einleitung keinen Geringeren als Egon Friedell, den Autor der vielbewunderten „Kulturgeschichte der Neuzeit“ zum Verfasser hat, mit jener aufmerksamen Gehrhardt, die sein Thema fordert, so werden wir aus ihnen mühelos ganze Biographien und Monographien herauslesen können. Aus einer Totenmaske spricht alles und mehr als alles. Denn wenn wir die Gesamtheit dieser irdischen Welt das „All“ nennen, so geben Totenmasken Kunde von Dingen, die unser All nicht mehr umfaßt. Sie lehren, daß die Toten leben. . . .